

HEYNE <

Das Buch

Nach einem schiefgelaufenen Undercover-Einsatz für die New Yorker Polizei taucht Marshall Grade im Rahmen des Zeugenschutzprogramms in Santa Fe, New Mexico, unter. Er hat Anweisung, sich unauffällig zu verhalten, denn das mächtige Drogenkartell von Tony Asaro hat ein Kopfgeld auf ihn ausgesetzt. Doch Grade ist wegen seiner früheren Taten von Schuldgefühlen getrieben. Als er erfährt, dass in der Gegend eine Frau namens Alyce Ray verschwunden ist, beschließt er, sie zu finden. Erste Hinweise führen zu Mitgliedern eines lokalen Verbrecherrings. Sich mit ihnen anzulegen, geht jedoch nicht lautlos vonstatten. Grades alte Feinde aus New York bekommen Wind von seinem Aufenthaltsort und beauftragen einen Killer mit seiner Tötung: den geheimnisvollen Dallas Man.

Der Autor

Ben Sanders, geboren 1989 in Auckland, veröffentlichte seinen ersten Thriller im Alter von 21 Jahren. *The Fallen* erreichte direkt nach Erscheinen Platz 1 der neuseeländischen Bestsellerliste und hielt sich dort für mehrere Wochen. Zwei Fortsetzungen wurden ebenfalls zu Bestsellern und waren für den neuseeländischen Krimipreis nominiert. Mit *American Blood* startet eine neue Serie um den ehemaligen New Yorker Cop Marshall Grade.

www.ben-sanders.com

BEN SANDERS

— THRILLER —

AMERICAN BLOOD

Aus dem Amerikanischen von Berni Mayer

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe AMERICAN BLOOD erschien 2015
bei Minotaur Books, an imprint of St. Martin's Publishing Group

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe
Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung
eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag
keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Vollständige deutsche Erstausgabe 10/2016
Copyright © 2015 by Ben Sanders
Copyright © 2016 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Printed in Germany
Redaktion: Ulla Mothes
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung von shutterstock/conrado (Mann), Lerche & Johnson (Straße)
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-41839-4

www.heyne.de

*Für Thom Darlow und Tom Lucas.
Zwei der Allerbesten.*

PROLOG

Lauren Shore

Sie hätte nie gedacht, dass sie hier enden würde.

Nächtliche Bars. Die Leute hier gaben ein hoffnungsloses Bild ab: stumm, in sich zusammengesunken, Gläser in den Händen, eine Ansammlung geplatzter Träume.

Sie kannte das Gefühl. Dieses wohlige Gegengift. Jeder neue Schnaps trug eine weitere Schicht Erinnerung ab:

Vergessen der Ärger von heute.

Vergessen der Ärger von gestern.

Vergessen die Namen, selbst deiner.

Alles verblasste. Bis nur noch dieser Moment und dieser Drink übrig blieben. Manchmal wachte sie angezogen auf ihrem Bett auf, schemenhafte Bilder der Stadt vor ihrem geistigen Auge, denen der Schnaps die Schärfe genommen hatte. Eine übergroße Montage aus Neonlichtern. Wie sie an der Ecke wartete. Auf dem Rücksitz eines Taxis, draußen die Nacht in grellen Streifen.

Und jedes Mal der Vorsatz: Heute Nacht wird anders.

Das sagte sie sich auch jetzt, in diesem Drecksloch mit den niedrigen Decken. Sie saß an einem Tisch in der Ecke mit Blick zur Tür. Jack Daniels und dazu ein Bier, fast leer. Hoffentlich das letzte für heute. Rechts von ihr ein Typ im Anzug, der in seinen Drink starrte, als wollte er sich jeden Moment durch ihn hindurchfallen lassen. Am Nebentisch ein zweiter Typ, der gleiche

Anzug, das gleiche Starren. Jacke über die Stuhllehne gehängt, die Krawatte wie eine schlaffe Schlinge um den aufgeknapften Hemdkragen.

Nur ein einziger Barkeeper, vermutlich an die siebzig, auf seinen Unterarmen ein verblässendes bläuliches Durcheinander von Tätowierungen. Vor ihm aufgereiht: drei Männer auf Barhockern. Ein großer Blonder ganz links an der Theke, und rechts zwei zerzauste Grauhaarige, die sich immer mal wieder etwas zuraunten, offenbar eine toderne Angelegenheit.

Der Blonde saß am kurzen Tresen, den Raum im Blick. Sie hatte ihn noch nie gesehen, und er passte auch nicht hierher, schon gar nicht um diese Uhrzeit. Ein Stella und eine Zeitung waren nicht die Insignien der Kaputten. Er schien ihre Neugier zu spüren und blickte zu ihr hinüber. Sie schaute weg, Richtung Tür, in sicheres, menschenleeres Terrain. So sah sie, wie zwei Männer in Skimasken den Raum betraten.

Junge Typen, Idioten, wahrscheinlich auf Drogen. Turnschuhe, schäbige Jeans, Handschuhe und Jacken, die ihre Hautfarbe verdeckten. Einer hatte die Tasche, der andere die Kanone. Sie schrien die Wörter einzeln heraus, ihre Stimmen heiser vor Adrenalin:

»Auf den Boden! Auf den beschissenen Boden!«

Der mit der Tasche riss die beiden Männer rechts an der Bar rückwärts am Kragen von ihren Stühlen, im Fall ruderten sie mit den Armen. Der Mann neben ihr verschüttete seinen Drink, als er sich auf den Boden legte und ein Telefon aus der Hosentasche fischte. Sie sah die Zahlen 911 aufleuchten. Das hätte sie sein können. Vor dem ganzen Jack Daniels.

Der mit der Waffe hielt sie dem Barmann ins Gesicht und brüllte, er solle die Kasse leeren. Der andere warf ihm die Tasche

zu, machte dann die Runde, knöpfte jedem Gast Bargeld, Portemonnaie, irgendwas ab. Der blonde Mann an der Seite hatte sich bisher nicht bewegt, er wartete ab. Einen Ellenbogen auf der Theke, unbeeindruckt, als wäre das alles nichts Neues für ihn.

Der Barmann hatte jetzt die Kasse geöffnet. Das war nicht sein erster Raubüberfall, er zitterte nicht, als er das Geld in die Tasche füllte. Der mit der Waffe hatte die Hand am Abzug, zielte auf den Kopf des Barmanns, trieb ihn zur Eile. Der andere ging im Uhrzeigersinn durch den Raum, nahm den Typen, die er vom Barhocker geworfen hatte, die Geldbörsen ab und war jetzt auf dem Weg zu dem, der etwas in sein Telefon flüsterte.

»Scheiße, was machst du da?«

Er machte einen Satz auf ihn zu, trat ihm auf die Hand, ein Schrei, das Geräusch von brechendem Knochen, als wäre es trockenes Holz. Der Mann streckte die gebrochenen Finger hilflos in die Luft, während der andere auf seinen Kopf einschlug, immer und immer wieder. Der Gast zog sich blutend bäuchlings über den Boden, dann verlor sie ihn aus den Augen, weil der mit der Waffe plötzlich übergroß und abstoßend nah vor ihrem Gesicht auftauchte.

Ein Moment der Panik, die schwarze Wollmaske wie aus einem grässlichen Albtraum, sie konnte seinen Schweiß riechen, und ihre Ohren dröhnten von seinem Geschrei.

»Geld, du kleine Schlampe, wo ist dein verdammtes Geld?«

Er ließ die Tasche fallen und packte sie an den Haaren. Die Pistole war kalt und hart, und ihre Angst so groß, dass sie nicht imstande war zu antworten.

Und dann irgendwo aus dem Hintergrund dieser besonnene Tonfall: »Hey.«

Der Typ ließ sie los und drehte sich um, baute sich vor dem

Blonden auf. Der stand ihm unaufgeregt gegenüber, mit hängenden Armen, sein Gesichtsausdruck beinahe freundlich.

»Scheiße Mann, was soll das? Nimm die scheiß Hände hoch.«

Der Blonde gehorchte ohne Eile, als wüsste er eh, wie die Sache ausging.

»Scheiße noch mal, auf den Boden.«

Beide Skimasken kamen jetzt näher, und als der mit der Waffe ihm die Mündung an die Stirn drückte, machte der Blonde mit den Händen eine Scherenbewegung auf Höhe seines Gesichts und entwaffnete ihn übergangslos. Er trat ihm zwischen die Beine, und noch während der Andere zusammensackte, hielt er ihn am Hinterkopf fest und hämmerte sein Gesicht auf einen der Tische. Dann machte er einen Satz seitwärts und brach dem Taschenmann mit einem Tritt gegen das Kniegelenk das Bein, was sich anhörte wie das Zertreten von Glasscherben.

Drei Sekunden.

Die Gäste und der Barkeeper waren wie gelähmt, niemand bewegte sich, kollektiver Schock. Der verschüttete Drink breitete sich dünnflüssig über dem Tisch aus, es tropfte über die Tischkante. Der blutig geprügelte Mann lag auf dem Rücken, hielt sich mit zwei Fingern die Nase. Er tastete blind nach seinem Telefon, fand es, aber hob es nicht auf. Die Beleuchtung war erloschen, das Display ein Spinnennetz. Der Blonde blickte hinüber zu seinem Stella, als wolle er es gleich noch austrinken. Zu seinen Füßen lag ausgestreckt die Skimaske mit dem zerschmetterten Bein und zischte etwas durch die Zähne. Das kaputte Gelenk nach außen gedreht, den anderen Fuß vor Schmerz gekrümmt.

Der Blonde musterte ihn kurz abschätzig und kniete sich neben den anderen Mann. Er lag auf der Seite, die Maske hochgeschoben, spuckte Blut und Zähne.

»Du bleibst schön da liegen, ja?«

Keine Antwort.

»Dann sind wir uns ja einig.«

Er stand auf und trat an ihren Tisch. Er trug ein T-Shirt, dicke Venen überzogen seine Arme, und sein Teint war dunkel, als hätte man ihn in Harz getaucht.

Er sagte: »Officer.«

Er hatte richtig geraten. Sie war ein Cop. Sie räusperte sich und versuchte, ihre Überraschung zu verbergen, der Jack Daniels und die Aufregung ließen sie noch immer nicht klar sehen.

Sie sagte: »Eigentlich Detective.«

»Detective. Nah dran.«

Er ließ das Magazin aus der Pistole gleiten, legte es auf ihren Tisch und zog den Schlitten zurück, um die letzte Patrone aus dem Lauf zu entfernen. Eine Beretta M9. Er platzierte die Waffe neben dem Magazin und die Patrone obendrauf.

»Es ist wohl das Beste, wenn *Sie* drauf aufpassen.«

Dann nahm er seine Zeitung und verschwand.

EINS

Marshall

Manchmal lag er nachts wach und dachte an all seine Toten. Es waren die Sünden der Anderen, aber sie raubten ihm dennoch den Schlaf. Den Jungen, den sie in South Brooklyn zurückgelassen hatten. Die aufgeflogene Beschattung in Koreatown. Die vom Midtown South Precinct hatten gesagt, die Transfusion hätte ihm fast das Leben gerettet. Schöne Vorstellung, so kurz vor dem Abtreten, und du bist voller Morphium und fremdem Blut.

Die Sünden der Anderen, doch er war ihr Zeuge.

Ihr Komplize, es waren auch seine Toten.

Nachts marschierten sie für ihn auf. Eine Parade der Gräueltaten. Womöglich hatten sie einen reinigenden Effekt: Am Tag dachte er nicht an sie, also musste er sich im Dunkeln mit ihnen auseinandersetzen. Folter und Opiat zugleich.

Er stieß die Decke von sich und setzte sich auf die Bettkante. Die Digitalanzeige des Weckers stand schwerelos und blutrot im Raum: vier Uhr. Draußen vor dem Fenster lag die Nacht, still und sternenlos. Lange Zeit saß er so da. Hin und wieder befreite das vorbeihuschende Licht eines Autos unten auf der Straße den Raum von Dunkelheit.

Vier Uhr dreißig. Auf dem Nachttisch vibrierte sein Telefon. Der Lichtschein des Displays schien in der Dunkelheit zu schweben. Einen Moment lang schaute er zu, wie das Telefon langsam

zum Rand kroch wie ein kränkliches Wesen. Dann legte er sich wieder hin und nahm den Anruf entgegen. Unbekannter Anrufer.

»Ist da Marshall?«

Er hielt das Telefon kurz nach unten und dämpfte sein Räuspern mit dem Handrücken. »Ja, hier ist Marshall.«

»Wir haben vor ein paar Tagen telefoniert. Sie meinten, Sie haben etwas für uns.« Der Anrufer blieb absichtlich vage. Marshall ließ sich Zeit. Beobachtete die Umrisse des Ventilators, der über dem Bett gemächlich seine Runden drehte.

Er sagte: »Ich erinnere mich. Wollen Sie immer noch reden?«

»Will ich. Sie wissen, wie so was läuft?«

»Sagen Sie es mir.«

»Wir nennen Ihnen einen bestimmten Ort, an dem Sie sich einfinden. Wenn Sie da sind, besprechen wir die Einzelheiten.«

Marshall sagte: »Okay.«

»Sind Sie in Albuquerque?«

»Nein, aber ganz in der Nähe.«

»Alles klar. Sie brauchen ein Einzelticket. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Ich kann meine Freunde nicht mitbringen.«

»Genau. Keine Freunde.«

Marshall sagte nichts.

»Sie sagten, Sie können uns eine Probe aushändigen. Trifft das noch zu?«

»Ja. Kein Problem.«

»Gut. Genau das wollten wir hören.«

Marshall sagte nichts.

»Bringen Sie keine Hardware mit. Wir filzen Sie sowieso, ich empfehle also leere Taschen. Damit es schön entspannt bleibt, Sie verstehen?«

»Ich verstehe.«

»Prima. Ich glaube, wir werden gut miteinander auskommen.«
Marshall erwiderte nichts darauf.

»Nehmen Sie die I-25 nach Algodones und lassen Sie ihr Telefon eingeschaltet.«

Der Anrufer beendete das Gespräch. Marshall legte das Telefon mit dem Display nach unten, wie er es vorgefunden hatte, stand auf, zog sich im Dunkeln an und lief zu dem unbenutzten Schlafzimmer, einen Finger zur Orientierung an der Wand. Das Licht im Wandschrank ging automatisch an, als er die Tür öffnete. In der Ecke wartete der alte Dokumenten-Safe, den er in El Paso gekauft hatte. Er stand im Halbschatten, als ob er wüsste, dass er eigentlich für edlere Zwecke bestimmt war. Marshall kniete sich hin und drehte das Rad in gewohnter Links-rechts-Kombination, eine fließende Bewegung, ohne nachzudenken. Die Tür öffnete sich wie selbstverständlich. Die Grabkammer eines vergangenen Lebens: Schusswaffen, Munition, gut zweihunderttausend in bar. Alles fein säuberlich aufgereiht, wie Beweisstücke in einem Gerichtsverfahren. Drei Fächer voller Zeugnisse einer alten Identität.

Er streckte sich und holte die Remington 870 aus dem obersten Fach, nahm im Schneidersitz Platz. Öffnete das Magazin und lud es mit sieben Kaliber .12-Patronen aus der halb vollen Magnum-Schachtel aus dem Safe. Dasselbe mit dem Colt, eine .45 nach der anderen. Mit jeder Kugel leistete die Sprungfeder mehr Widerstand.

Er verschloss den Safe und stand auf, bereit zu gehen. Einen Augenblick lang verwandelte die spärliche Beleuchtung die Szenerie in Kunst: eine riesenhafte Silhouette mit einer Waffe in jeder Hand.

Er nahm den Corolla. Die Sporttasche mit den Proben befand sich bereits im Kofferraum. Algodones lag vierzig Autominuten südwestlich an der I-25, unmittelbar am Rio Grande, etwa zwanzig Meilen von Albuquerque entfernt.

Jener Abschnitt der I-25 war eine tote Gegend. Weitab der Farmlands, meilenweit nur ausgedörrter Boden, karge Hügelketten und einige wenige standhafte Grasbüschel am Straßenrand. Wie die letzten Überbleibsel einer grüneren Welt, die von einer Laune der Natur ihrer Farbe beraubt wurde.

Um Viertel nach fünf meldeten sie sich wieder. Er hielt auf dem Seitenstreifen, um den Anruf entgegenzunehmen. Erneut die Warnung in Großbuchstaben: unbekannter Anrufer.

»Wo sind Sie?«

Er sagte: »Auf der 25.«

»In der Nähe von Bernalillo?«

»Eigentlich nicht.«

»Ach so, Sie kommen von Norden?«

»Genau. Santa Fe.«

»Wie weit sind Sie von der 22 entfernt?«

»Nicht weit. Zehn Minuten vielleicht.«

»Okay, das kriegen wir hin. Biegen Sie rechts ab, wenn Sie da sind. Nach ein paar Meilen kommt ein Diner.«

Marshall legte zuerst auf. Es war nur ein kleiner Triumph, aber nicht schlecht, so ein Unentschieden im Auflegen. Psychologisch vielleicht ein kleiner Vorteil.

Bis zum Diner waren es noch mal fünfzehn Minuten. Eine Reklametafel am Straßenrand samt dem fettgedruckten Versprechen eines Rund-um-die-Uhr-Service wies darauf hin. Der Laden hieß Otto's. Es handelte sich um ein schlichtes rechteckiges Gebäude, das wie ein übergroßer Wohnwagen einsam auf

einem riesigen Kiesparkplatz stand. Ein Truck ohne Anhänger parkte mit der Vorderseite zum Eingang. An der Ecke stand ein Jeep Cherokee. Am Seiteneingang ein paar Limousinen unter einem Staubfilm. Über ihnen der Stumpf einer Klimaanlage in der Wand, aus dem weißer Dampf in die Dunkelheit strömte.

Kies knirschte unter den Reifen, als er einbog. Er parkte neben dem Truck, seine Scheinwerfer offenbarten ungnädig die beschädigten Stellen an der Fassade. Als er den Motor ausschaltete, wurde es mit einem Schlag dunkel. Einen Moment lang blieb er in der Stille sitzen, während die Maschine noch nachtickte und seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten. Dann stieg er aus und schloss den Wagen ab. Den Colt ließ er im Handschuhfach. Da war er gut aufgehoben, falls sie ihn filzten.

Er ging um den Truck herum auf den Eingang zu, schmeckte die Kühle der Nacht. Im Norden lagen, noch in Dunkelheit gehüllt, die Berge. Im Osten zog schon die Morgendämmerung herauf. Eine schmale blaue Naht am Horizont. Erstaunlich, wie diese herbe Landschaft so eine Stimmung hergab.

Als er eintrat, ertönte eine Glocke. Er ließ die Tür hinter sich zufallen. Der Tresen vor ihm verschwand fast hinter einer langen Vitrine voller Essen. Ein Stück Apfelkuchen erregte seine Aufmerksamkeit: kalte Gelatine, die sich an Frischhaltefolie rieb. Links von ihm entlang der vorderen Fensterfront eine lange Reihe von Sitzecken. Am Ende saßen zwei Männer nebeneinander mit Blick auf die Tür.

Marshall ging zu ihnen. Sie rührten sich nicht, aber ihre Augen folgten ihm. Beide saßen leicht gebückt mit verschränkten Armen vor halb leeren Kaffeetassen. Einen Augenblick stand er im Mittelgang, erwartete das Abtasten, doch der Mann rechts bedeutete ihm, Platz zu nehmen. Vermutlich eine Frage der

Diskretion. Eine Waffenkontrolle in einem Diner erregte nur unnötige Aufmerksamkeit.

»Schon gut. Und verzeihen Sie die unchristliche Zeit.«

Ein trockenes Lächeln, das ihn die Aufrichtigkeit der Entschuldigung anzweifeln ließ, aber Marshall fand geheuchelte Höflichkeit besser als gar keine. Er hatte schon weniger höfliche Leute zu unchristlicheren Zeiten getroffen.

Er sagte »Klar« und setzte sich.

Das Kunstleder knarzte leise unter seinem Gewicht. Er rutschte über die Sitzbank bis zur Mitte. Er wusste, mit wem er es zu tun hatte. Links von ihm saß Troy Rojas, ein Latino, sechs Jahre in der Armee, gefolgt von zwölf Jahren im Walpole State Prison. 1992 kam er gerade frisch aus dem Golfkrieg und schoss unter Drogeneinfluss auf einen Beamten der State Police von Massachusetts, der ihn wegen einer Geschwindigkeitsübertretung angehalten hatte. Danach war der Beamte querschnittsgelähmt. Zum Verhängnis wurde Rojas, dass er zwei Monate später mit einem Informanten der Bostoner Polizei darüber redete. Sein Kollege rechts war Cyrus Bolt mit einer jahrzehntelangen Vita voller Drogendelikte. Ohne jeden Zweifel ein Scheißkerl durch und durch, aber nicht in Rojas' Liga.

Bolt trank einen Kaffee. Er war alles andere als attraktiv: ein dürrer Kokser, nur Sehnen und Falten. Als hätte man ihn zer kaut und wieder ausgespuckt. Musste auf die vierzig zugehen.

»Was machen Sie so, Mr. Marshall?«

»Bisschen dies, bisschen das.« Marshall zuckte vielsagend mit den Schultern.

Bolt hob seine Tasse wie zu einem Toast und lächelte wissend.
»Was grade so geht. Gefällt mir.«

Eine Kellnerin kam mit einer Kanne Kaffee vorbei. Die wuch-

tige Latina wirkte müde, als serviere sie seit vierundzwanzig Stunden. Marshall hoffte für sie, dass ihre Schicht bald endete. Er angelte die letzte Tasse vom Ständer in der Mitte des Tisches, drehte sie um und bestellte Kaffee, kein Essen. Sie beugte sich zu ihm, schenkte vorsichtig ein, einen Moment konzentrierten sich alle nur auf sie. Dann ging sie weiter.

Marshall sah sich um. Nur noch ein weiterer Gast. Drüben an dem Tisch rechts von ihnen, vermutlich der Fahrer des Trucks. Hatte Kaffee und Eier Benedikt vor sich stehen, ein Sumpf aus Hollandaise. Im Grunde alles andere als ein idealer Ort. Ein Dinner mit einem einzigen Gast war nicht gerade anonym. Es sei denn, die Kellnerin war im Bilde. Er trank einen Schluck Kaffee.

Rojas zog den Kopf ein und strich sich durch das pomadige Haar.

»Normalerweise nehmen wir Ihnen die Probe ab, überprüfen sie und treffen uns dann eventuell noch mal.«

»Verstehe.«

Rojas drehte seine Tasse langsam auf dem Tisch und sah sie dabei aufmerksam an. Dann schaute er auf.

»Können Sie uns was zeigen?«

»Kann ich.«

Das war noch nicht mal gelogen, denn natürlich konnte er ihnen etwas zeigen. Dass die Probe nicht die gewünschte Wirkung haben würde verschwieg Marshall lieber.

Rojas fragte: »Wie viel können Sie liefern? Wir haben echte Probleme, genug von dem Zeug aufzutreiben. Deshalb je mehr desto besser.«

Marshall sagte: »Wir haben einen Kontakt in Kolumbien.«

Das hingegen war eine glatte Lüge, aber es schien ihm unhöflich, die gute Stimmung zu trüben.

»Nachschub ist also kein Problem.«

»Richtig. Nachschub ist kein Problem.«

Rojas nickte bedächtig, es schien, als würde er nachdenken. Er musterte Marshall beinahe gleichgültig. Marshall störte das nicht. Er kannte diesen Ausdruck und war zuversichtlich, dass er ihm darin mindestens ebenbürtig war. Ein paar Sekunden probierte er es aus. Dann nahm er noch einen Schluck von seinem Kaffee. Bolt trank von seinem Kaffee. Rojas trank von seinem Kaffee. Der Fahrer des Trucks blickte träge zu ihnen hinüber und trank von seinem Kaffee.

Marshall fragte: »Kommen Sie aus Albuquerque?«

Rojas bewegte den Kopf auf unverbindliche Art. »Könnte man sagen.«

Marshall nickte und sagte: »Na dann.« Er schätzte ein gutes »Na dann«, die kurze Stille, diesen Moment der Besinnung, der darauf folgte.

Er sagte: »Dann gehen wir doch raus und schauen uns an, was ich dabei habe.«

Keiner der beiden antwortete. Rojas griff nach einer Serviette aus dem Edelstahl-Serviettenhalter auf dem Fensterbrett, knüllte sie zusammen und tupfte sich den Mund damit ab.

»Nicht hier. Nicht in so einem Ambiente. Keine gute Idee, mitten in der Öffentlichkeit.« Er machte eine Geste, als wolle er mit seinen Händen Rauch vertreiben. »Und noch reden wir ja nur ganz allgemein. Bei den Einzelheiten sind wir lange noch nicht.«

Bolt ergänzte: »Ist ja nicht so, dass das jemand aufzeichnet. Aber wir wollen eigentlich nur klarstellen, dass wir zu diesem Zeitpunkt noch über alles Mögliche reden könnten.«

Marshall nickte. Vorsichtig waren sie, das musste er ihnen lassen. Die Fenster neben ihm waren ein langes Spiegelkabinett.

Ihre leichte Neigung der einzige Makel dieser spiegelverkehrten Welt. Er fragte: »Wie wollen Sie also vorgehen?«

Rojas sagte: »Wir fahren dahin, wo es ein bisschen ruhiger ist. Oder einfach nur ein bisschen ... Sie wissen schon. Privater.«

Marshall sagte: »Warum sind wir dann nicht gleich dahingefahren und sparen uns das Vorspiel?«

»Wir wollen unsere potenziellen neuen Kollegen eben gern vorher kennenlernen.«

Marshall nickte langsam. »Und eure potenziellen Konkurrenten?«

Die Beschichtung des Tisches war alt, das reflektierende Neonlicht erzeugte milchige runde Flecken. Rojas trommelte mit den Fingernägeln auf den Tisch.

»Kaffee beim Kennenlernen, den härteren Stoff beim nächsten Treffen.«

Bolt lächelte.

Rojas lächelte, beinahe lasziv.

Marshall lächelte. Er verstand die mitschwingende Drohung, war sich jedoch sicher, dass er mit ihnen fertig werden würde. Das war keine Arroganz, nur ein Erfahrungswert. Es gab nicht viele Leute mit seinen Fähigkeiten.

Er sagte: »Wir müssen auch nicht auffällig bei mir im Kofferraum herumkramen. Ihr nehmt einfach mit, was ich habe, und macht damit, was ihr wollt. Wenn ihr meint, dass wir uns weiter unterhalten sollten, habt ihr meine Nummer. Wenn nicht, auch kein Problem.«

Rojas dachte nach. Marshall rutschte ein wenig in Richtung Gang und legte seinen Arm um die Lehne der Sitzbank. Die Kellnerin kam vorbei, um nachzuschenken, aber Bolt winkte sie weiter.

Rojas fragte: »Wie viel haben Sie dabei?«

»Eine Probe, wie vereinbart.«

Rojas erwiderte nichts.

Marshall sagte: »Wie ich schon sagte, ihr könnt damit machen, was ihr wollt. Es ist allein eure Entscheidung, ob ich mehr liefere.«

»Arbeiten Sie immer so?«

Marshall war überzeugt, dass ein gestandener Drogendealer nicht regelmäßig ein Kilo schwere Probiertpackungen verteilte. Aber er wollte Eindruck schinden und sagte: »Ja.«

Rojas sagte: »Ziemlicher Aufwand.«

Marshall zuckte mit den Schultern. »Wir machen das ja nicht jede Woche. Wie gesagt, wir haben einen großen Vorrat. Unsere Engpässe liegen im Vertrieb, nicht im Nachschub.«

Rojas sah ihn an und nickte altklug, ganz so, als wäre das ein altbekanntes Dilemma. Er sagte: »Okay, dann gehen wir nach draußen.«

Marshall streichelte langsam über die Rückseite der Bank, so als müsse er jemanden trösten. »Alles klar. Dann los.«

Er nickte in Richtung der drei Tassen auf dem Tisch. »Ich geb' einen aus.«

In seiner Hosentasche hatte er siebenundvierzig Dollar: zwei Zwanziger, einen Fünfer und zwei Ein-Dollar-Scheine. Der Fünfer in der Mitte war leicht zu ertasten. Er legte ihn auf den Tisch und faltete ihn erst präzise in der Mitte zusammen, dann diagonal zu einem Dreieck.

Rojas und Bolt sahen ihm zu, als wäre er ein Straßenzauberer, der einen Trick abzog. Marshall klemmte den Schein mittig unter seine Tasse und glitt aus der Box. Er stand auf und wartete im Gang.

Rojas deutete mit dem Kopf auf die Tür.

»Nach Ihnen.«

Die Kellnerin lächelte und wünschte ihnen einen angenehmen Tag, als sie nach draußen gingen. Marshall erwiderte den Wunsch. Nur für einen von dreien würde er angenehm werden.

Am Tisch war nicht zu erkennen gewesen, ob sie bewaffnet waren. Vor ihnen herzugehen machte die Sache nicht einfacher.

Die freundliche Glocke, als sie durch die Tür gingen. Das Summen des Highways klang durch die kühle Luft herüber. Weit draußen sah er Scheinwerfer in der Dämmerung. Sie schienen sich nur langsam zu bewegen in der endlosen Landschaft.

Sein Parkplatz erwies sich als etwas problematisch, da er die beiden hinter sich haben wollte, wenn er den Kofferraum öffnete. In der jetzigen Konstellation würden sie, wenn er den direkten Weg wählte, links von ihm dort anlangen. Machbar, aber nicht ideal, er hätte ihnen lieber die Sicht versperrt.

Er kramte seine Schlüssel aus der Hosentasche und fächerte sie auf der Handfläche auf, tat so, als suche er den richtigen, während er sich nach rechts bewegte, auf den Cherokee an der Ecke zu. In der Morgendämmerung ein plausibler Irrtum, wenn man gerade abgelenkt war.

Rojas und Bolt liefen auf gleicher Höhe dicht hinter ihm, vielleicht einen halben Meter entfernt. Er war fast da, als Bolt ihn festhielt.

»Falscher Wagen.«

Marshall schaute auf und blieb stehen. »Oh. Tatsächlich.«

Er drehte sich auf dem Absatz um, fädelt sich zwischen ihnen ein und schritt in Richtung Corolla. Er beschrieb einen leichten Kreis, sodass sie jetzt geradlinig auf den Kofferraum zuliefen.

Er hörte ihre Schritte seitlich hinter sich, ganz nah. Bolt rechts, Rojas links. Eine kompakte kleine Prozession. Ihr bleicher Atem stieg auf, als ob sich ihre Seelen verflüchtigten.

Er hatte den Corolla erreicht. Der Wagen war kalt wie die Wand einer Leichenhalle. Rojas ließ ihm keinen Platz. Er drängelte sich ans Rücklicht, unmittelbar an Marshalls linker Schulter. Sobald er den Kofferraum öffnete, würde Rojas alles sehen. Bolt blieb ein paar Schritte rechts hinter ihm stehen. Nur das tiefe Summen der Klimaanlage und das schwächere des abgesehenen Highways im Hintergrund waren zu vernehmen.

Marshall tat erneut so, als suche er den Schlüssel, sanft klirrte das Metall in seiner Handfläche. Nicht dumm, wie sie sich positioniert hatten. Rojas war nah genug dran, um ihn zu packen, und Bolt weit genug entfernt, um ihm in den Rücken zu schießen.

Rojas steckte seine Hände in die Hosentaschen und presste die Arme an den Körper wegen der Kälte. Er federte mit den Knien. »Jetzt machen wir bitte keinen Staatsakt draus.«

Marshall beendete die Scharade. Er nahm den passenden Schlüssel und steckte ihn ins Schloss. Das Metall knirschte sanft. Einen Moment lang fokussierte sich alles auf dieses glasklare Geräusch, das die Stille der gigantischen Naturkulisse durchbrach.

Eine Viertelumdrehung.

Der Mechanismus rastete problemlos ein. Der Deckel öffnete sich einen Spalt weit. Marshall veränderte seine Körperhaltung minimal, sodass er mit dem Rücken zu Rojas stand. Der Kies knirschte, als er sich auf dem Fußballen drehte. Dann klappte er den Kofferraumdeckel auf, indem er mit den Fingern Druck auf den Schlüssel ausübte, wie bei einem Hebel.

Ein stimmiges Bild: Die Sporttasche stand offen, darin deut-

lich sichtbare Plastikbeutel mit weißem Pulver. Ihnen galt Rojas' Aufmerksamkeit.

In einer mühelos gleitenden Bewegung beugte sich Marshall hinunter, griff nach der Remington 870 am hinteren Rand des Kofferraums, machte einen blitzschnellen Ausfallschritt auf Bolt zu und schlug ihm die Unterseite des Gewehrgriffs ins Gesicht.

Bolt konnte noch nicht einmal die Hände heben.

Der Griff der Schrotflinte brach ihm die Nase. Sein Kopf flog nach hinten wie bei einem Auffahrunfall. Blutend sank er zu Boden, und Marshall stieg über ihn hinweg, um sich Platz zu verschaffen. Er richtete das Gewehr auf Rojas.

»Nicht bewegen.«

Rojas hatte sich in den Kies neben das Auto geduckt, eine Hand am Kotflügel, um das Gleichgewicht zu behalten, die andere hinter seinem Rücken.

Marshall sagte: »Was versteckst du da?«

Rojas antwortete nicht. Die Ruhe nach dem Sturm. Nur sie drei wussten, dass etwas passiert war in dieser totenstillen endlosen Weite. Rojas kauerte im Staub, Bolt lag da wie ein Fötus, hielt die Hände vors Gesicht, Blut sickerte durch seine Finger. Marshall stand über ihm.

Rojas richtete sich zur vollen Größe auf, die eine Hand noch immer verborgen. Er tat einen Schritt vom Auto weg. Marshall verfolgte ihn mit dem Lauf und leerem Gesichtsausdruck.

»Sie zeigen mir jetzt Ihren Arm, und wir hoffen, dass an seinem Ende nichts weiter als frische Luft ist.«

Rojas fragte: »Wie alt bist du?«

»Das dürfte jetzt Ihr geringstes Problem sein.«

»Du bist doch noch gar nicht alt genug, um mit einem Gewehr zu spielen.«

Marshall legte den Finger an den Abzug. »Bin mittlerweile ganz gut in dem Spiel.«

Rojas schwieg.

Marshall sagte: »Ihr Kumpel kann das bestätigen.«

»Überleg dir das lieber noch mal.«

»Sparen Sie sich Ihre Ratschläge. Machen wir weiter.«

»Das wird dir noch leidtun.«

Marshall blickte am Lauf entlang, zielte auf Rojas' Brustkorb.

»Na gut, lassen Sie die Hand einfach hinterm Rücken, dann werden wir ja sehen, wem es am Ende mehr leidtut.«

Rojas nickte in Richtung der Schrotflinte. »Wetten, du hast noch keine einzige Salve damit abgefeuert.«

Marshall sagte: »Da wette ich dagegen.«

Rojas schwieg.

Marshall sagte: »Sie verwetten gerade Ihr Leben. Aus dieser Entfernung kann ich gar nicht danebenschießen.«

Noch immer keine Antwort. Einen Moment lang standen sie einfach nur da. Rojas mit starrem Blick, vielleicht dachte er darüber nach, was gerade passiert war, vielleicht suchte er nach einem Ausweg. Marshall kam ein paar Zentimeter näher. Keine zwei Meter zwischen ihnen, eine Stille wie tief unter der Erde. Ihre Welt bestand nur noch aus dem Gewehr.

Marshall sagte: »Wenn Sie dahinten was haben, lassen Sie es fallen.«

Keine Reaktion.

Marshall kam noch ein kleinen Schritt näher. Der Lauf der 870 war lang, er durfte nicht in Rojas' Reichweite kommen. Er spürte, dass Rojas genau das wollte. Marshall zählte innerlich rückwärts von drei auf null, dann trat er ihn mit dem linken Fuß zwischen die Beine.

Rojas würgte und krümmte sich, blieb aber stehen. Marshall trat ihn ein weiteres Mal, dieses Mal in die Eingeweide, ein heftiger Kick mit dem linken Spann. Rojas blieb der Atem weg, und er fiel auf den Bauch. In der Hand hielt er einen vernickelten Revolver. Marshall trat auf sein Handgelenk, entriss ihm die Pistole und steckte sie sich in den Gürtel.

»Noch etwas, wovon ich wissen sollte?«

Rojas keuchte. Die Beine angezogen, einen Arm über den Bauch gelegt, versuchte er, sein Handgelenk zu befreien. Die Haut warf Falten, dort wo Marshall sich mit seiner Sohle eingegraben hatte.

»Nein, verdammt noch mal, geh da runter.«

»Was ist mit dem Nasenmann?«

»Er ist unbewaffnet.«

Stimmte wahrscheinlich nicht, war bei Bolts gegenwärtigem Zustand aber auch egal. »Wenn er irgendetwas anderes als sein Gesicht anfasst, knall ich euch beide ab.«

Rojas versuchte noch immer, sein Handgelenk zu befreien.

Marshall sagte: »So machen Sie's nur noch schlimmer.«

Er schaute auf die Fensterfront. Keine Gesichter an den Scheiben. Seine kleine Abrechnung blieb eine Privatangelegenheit.

Er ging in die Hüfte und legte sich das Gewehr über die Knie.

»Sie hätten auf mich hören sollen.«

Rojas antwortete nicht. Es schien, als hätte er den Kampf um seine Hand aufgegeben, als hätte er sich damit abgefunden, sie nicht mehr einsetzen zu können. Sein Atem ging flach und pfeifend.

»Entschuldigung, dass ich Sie in die Irre geführt habe. Ich bin eigentlich kein Geschäftsmann.«

»Was willst du?«

Marshall blickte zu Bolt, um sich zu vergewissern, dass er nichts tat, was er nicht sollte. Widerspenstig an ihm war nur noch seine Nase, die nicht aufhörte zu bluten.

Marshall sagte: »Ich suche jemanden.«

»Wen?«

»Eine junge Frau.«

»Wie heißt sie?«

»Alyce Ray. Alyce mit Y.«

»Noch nie von ihr gehört.«

»Ich dachte mir, dass Sie das sagen.«

»Nie gehört.«

»Gut. Aber entweder Ihr Boss oder einer Ihrer Kollegen oder einer Ihrer Kunden weiß, was mit ihr passiert ist.«

Keine Antwort von Rojas.

Marshall sagte: »Was ich sagen will: Jemand hat Antworten, und Sie sind in der Lage, sie mir zu beschaffen.«

Rojas schwieg weiter.

Marshall blickte prüfend in die Ferne. Bei den Lichtverhältnissen in dieser Ödnis wäre Blaulicht schon von Weitem zu sehen. »Sie können sich umhören. Sie haben ja meine Nummer.«

»Fick dich.«

»Denken Sie einfach drüber nach.«

»Was bist du? Ein Privatdetektiv oder so was?«

»Nur ein besorgter Gentleman.«

»Du hast da gerade eben einen wirklich dummen Fehler gemacht.«

Marshall sagte: »Vielleicht sogar zwei. Wenn Sie ihn da mitzählen.«

Rojas sagte: »Typen wie du bleiben nicht lange am Leben.«

Marshall stand auf. Niemand am Fenster des Diners. »Wir werden ja sehen. Wenn ich nichts von Ihnen höre, muss ich Sie suchen. Und dann gibt's härteren Stoff als nur Kaffee. Verstanden?«

Rojas lächelte zu ihm hoch. Eine hässliche Grimasse. »Uns musst du nicht suchen. Scheiße, mach dir da keine Sorgen.«

»So geht's schneller. Aber wir finden einen Kompromiss.«

Rojas schwieg. Marshall sah, wie er sich zwang, sein Handgelenk nicht zu bewegen. Er legte die 870 zurück ins Auto und holte dafür die .38er aus dem Gürtel. Dann schloss er den Kofferraumdeckel, zog den Schlüssel ab und ging dahin, wo Bolt lag. Kein Mucks. Halb offene Augenlider, kaum bei Bewusstsein. Marshall zog ihn am Kragen aus der Ausfahrtschneise des Wagens.

Marshall sagte: »Ich würde hier nicht weiter rumhängen.« Er nickte zu Bolt. »So sieht niemand aus, der sich den Kopf an der Tür gestoßen hat.«

Dann stieg er in den Corolla und fuhr weg.

ZWEI

Marshall

So hatte es angefangen: Er arbeitete in Albuquerque auf einer Fünfhunderttausend-Dollar-Baustelle im North Valley. Ein Gerüst, zwei Stockwerke, drei Tage Schweißen.

Er fand ein Motel in der Nähe, eins nach seinem Geschmack, der Typ an der Rezeption wollte fünfzig Dollar und dafür keinen Ausweis sehen. Gegenüber war ein Diner. Eines Abends saß er am Tresen, mit Blick zur Tür, noch den Geruch von gebrästem Stahl in der Nase, vor seinem geistigen Auge die Funken des Schweißgeräts als fluoreszierende Würmer.

Der Mann neben ihm war Basketballfan und offensichtlich auch Bierfan, denn Marshall bekam die detaillierte und lallende Prognose zu hören, dass die Mavericks dieses Jahr ihre zweite Meisterschaft gewinnen würden. Im Fernsehen liefen die Lokalnachrichten. Dank seines Tresennachbarn verstand er kaum ein Wort, trotzdem schaute er zu. Es war ihm egal, was lief, er wollte damit sein Desinteresse ausdrücken, während er aufs Essen wartete.

»Hast du das letzte Saison gesehen?«

Marshall sah ihn flüchtig an. »Wie bitte?«

»Ich sagte, hast du das letzte Saison gesehen?«

»Ich glaube nicht, dass ich sie in irgendeiner Saison gesehen habe.«

Zurück zum TV. Typisches Abendprogramm: Polizeivideos und Cops im Interview. Er versuchte es mit Lippenlesen, um sich abzulenken. Eine Totale von einem Haus, davor mehrere Streifenwagen. Baufälliges Dach, dreckiger Vorgarten, Maschendrahtzaun. Sein Nachbar laberte weiter, direkt in sein Ohr. Marshall lehnte sich zur Seite, er brauchte Abstand.

Dann: Das Bild einer jungen Frau, vielleicht zwanzig, dunkle Haare, blaue Augen. Die Andeutung eines Lächelns, das die Vergangenheit erwachen ließ, das ihn in der Zeit zurückschickte. Er starrte auf die Fotografie, wie sie langsam herangezoomt wurde. Ohne Ton, aber er verstand, worum es ging.

Wer in den Nachrichten kommt, ist entweder tot oder wird vermisst.

Der nächste Bericht. Er schloss kurz die Augen, aber der Tagtraum war weg. Zurück im Diner, noch immer das Gequatsche neben ihm, und sein Essen stand wie von Geisterhand serviert da. Der geschäftige Feierabendlärm war wieder vollständig hergestellt. Eine Frage in seinem Ohr.

»Findest du nicht, es geht nur noch bergab, seit sie ihn abgegeben haben? Das war doch totale Scheiße, oder?«

Marshall sagte: »Ja.«

Er rief sich das Foto noch mal vor Augen, versuchte, sich an Details zu erinnern. Es fühlte sich wie ein Déjà-vu an, war aber ein Irrtum. Im ersten Moment hatte er das Gesicht fälschlicherweise seiner Erinnerung zugeordnet.

Er verdrängte den Gedanken und aß etwas. Der Mann neben ihm gestikuliert wild, während er redete, Marshall spürte seinen warmen Bieratem auf der Wange. Er antwortete mit Ja oder Nein, wenn es von ihm verlangt wurde. Er hatte einen Burger und Pommes bestellt, schmeckte jedoch nichts. Seine Aufmerk-

samkeit galt den Leuten um ihn herum, in einem vollen Lokal nahm er die alltäglichen Dinge längst nicht mehr wahr. Vor ein paar Jahren war das eine Notwendigkeit gewesen, die Fähigkeit hatte er beibehalten. Sie führte zu merkwürdigen Prioritäten: er konzentrierte sich auf die Peripherie, den Einzelheiten im Hintergrund, auf die sonst keiner achtete.

»Aber niemand ist besser als Jordan, scheißegal, was die sagen. Er ist immer noch der Beste. Oder?«

Marshall sagte: »Ja.«

Es war zehn Uhr abends. Er hatte drei Zwanziger eingesteckt, er zahlte immer bar. Die Vorsicht war mit dem Umzug gekommen. Seit New York hatte er keine Kreditkarte mehr benutzt. Er hasste es, Spuren zu hinterlassen. Der Führerschein und die anderen Ausweise, die er von den State Marshals bekommen hatte, lagen in seinem Dokumenten-Safe. Er benutzte sie nie, die vollständige Anonymität war ihm lieber als eine falsche Identität.

Er faltete einen Geldschein diagonal zusammen und legte ihn mittig unter seine Tasse. Dann verließ er das Lokal, und der Basketballfan wandte sich einem neuen Opfer zu, ohne seinen Satz zu unterbrechen.

Draußen war es kalt und windstill. Weißlicher Nieselregen, wie feine Glasscherben, fiel lotrecht zu Boden.

Er blieb kurz auf dem Gehweg stehen. Sein Motel war auf der anderen Straßenseite, eine lange und willkürliche Anordnung erleuchteter Fenster.

Wer in den Nachrichten kommt, ist entweder tot oder wird vermisst.

Er rieb sich übers Gesicht. Sah den langsamen Zoom auf das Foto vor sich.

Tot oder vermisst.

»Scheiße.«

Er drehte sich um und lief die nass glänzende Straße hinauf durch die neonfarbene Dunkelheit. Ein vorbeifahrender Truck versprühte den Dreck der Straße. An einer Tankstelle kaufte er das *Albuquerque Journal* und ging zurück zum Motel.

Mit zitternden Händen schloss er das Zimmer auf. Sicher nur die Kälte, sagte er sich. Er wischte sich den Regen aus dem Haar, schaltete das Licht ein und sperrte die Tür hinter sich zu. Der Geruch von Druckerschwärze. Er legte die Zeitung aufs Bett, sein Blick wanderte über die Titelseite. Nichts. Er blätterte um, und auf Seite zwei sah er sie. Das Foto, das ihn so gepackt hatte. Diese Augen und dieses Gesicht, kurz vor einem Lachen. Er hatte sie noch nie zuvor gesehen, aber irgendwas war da mit diesem Foto. Diese falsche Verbindung zu einem früheren Leben, zu den besten Momenten einer schlechten Phase.

Er las den zugehörigen Artikel. Es war nur eine kleine Spalte am Rand, wahrscheinlich ein Nachfolgeartikel, kaum Fakten. Ihr Name war Alyce Ray. Sie lebte mit ihrer Mutter in einem Haus an der Comanche Road, nördlich vom Stadtzentrum Albuquerque. Die Mutter war eines Morgens aufgestanden und hatte festgestellt, dass ihre Tochter nicht mehr da war. Falls Sie das Mädchen sehen, rufen Sie bitte diese Nummer an.

Seit fünf Tagen wurde sie vermisst.

Er faltete die Zeitung zusammen und strich sie glatt, sodass sie wie neu aussah. Dann legte er sich aufs Bett und verschränkte die Hände hinter seinem Kopf, schlug die Beine an den Fußgelenken übereinander und dachte nach. Der Verkehr draußen war nur ein Zischen auf nassen Fahrbahnen. Nach einer Minute stand er auf, wischte das Kleingeld vom Tisch in seine Handfläche, nahm den Schlüssel und verließ das Zimmer. An der Rezeption gab es ein

Münztelefon. Ein Getränkeautomat tauchte den Raum in rotes Licht. Hinter dem Tresen saß ein junger Mann mit Kopfhörern und nickte im Takt, oben in der Ecke hinter ihm hing eine Kamera. Marshall warf ein paar Münzen ein und wählte eine Nummer.

»Hallo?«

»Hey, Marshall hier.«

»Marsh. Was ist los?«

»Ich glaube, mir ist etwas dazwischengekommen. Ich werd das Ding nicht zu Ende bringen.«

Sein Gesprächspartner lachte. »Glaubst du nur, dir ist etwas dazwischengekommen, oder ist dir tatsächlich etwas dazwischengekommen?«

»Es ist tatsächlich was dazwischengekommen.« Er hielt kurz inne. »Privater Kram.«

»Oh. Okay.« Stille. »Ich wusste nicht, dass es bei dir so etwas wie privaten Kram gibt.«

Marshall sagte nichts darauf. Die Tür stand offen, und er konnte das leise Prasseln des Regens auf dem Asphalt draußen hören. Das Aroma von nasser Erde riechen.

»Sorry. Sollte keine Anspielung sein. Nur ein, du weißt schon. Alles okay bei dir?«

»Ja, ja.«

Er hätte sich erklären können, aber es hätte nicht sonderlich rational geklungen. Ich muss ein verschwundenes Mädchen suchen, weil sie wie jemand aussieht, den ich mal kannte. Unmöglich, das als Vernunftentscheidung zu verkaufen.

»Alles klar. Tja. Dann komm doch bei Gelegenheit vorbei, wenn du kannst, und hol dir deinen Lohn. Ein paar Tage hast du ja gearbeitet, oder?«

Marshall sagte: »Ja, ein paar Tage. Danke.«

»Pass auf dich auf.«

Einmal mehr das Besetztzeichen. Er warf ein paar Münzen nach. Es war lange her, aber er erinnerte sich noch an die Nummer des Apartments auf der Central Park West. Ein paar Jahre lang versuchte er es jetzt schon, anfangs hatte es noch geklingelt. Inzwischen war da nur noch dieser Besetzt-Ton. Jeden Monat ein weiterer Anruf ohne Ergebnis, und jedes Mal wurde die ohnehin nur vage Hoffnung kleiner.

Nichts.

Der Junge am Empfang hatte einen Fuß auf dem Schreibtisch, schaukelte mit dem Stuhl zu irgendeinem Song. Marshall legte auf und trat hinaus in den Regen.

Nachts ein Gewitter. Er lag da und lauschte. Noch immer kein Wind, durch das halb offene Fenster drang der Geruch von frischem Regen. Hin und wieder leuchteten die Vorhänge von einem Blitz auf, dicht gefolgt von Donnerrollen.

Erinnerungen an New York stiegen in ihm hoch, und er schaffte es nicht, sie zu unterdrücken. Im Bett mit ihr, ineinander verschlungen. Ihre Hand leicht gewölbt, ein sanfte Berührung auf seinem Brustkorb, ihr Haar, wie es sich in feinen Strähnen teilte.

Marshall, wie er sagte: »Wir könnten verschwinden.«

Ihr Lächeln im Dunkeln über ihm, als sie sich zu ihm legte.

Eine kurze Pause, lang genug, um ihm die Hoffnung zu lassen.

»Ich sagte doch, ich denk darüber nach.«

»Wir könnten es einfach tun.«

Sie legte ihren Kopf auf seine Schulter. Ihr warmer Atem, als sie lachte, dieses Gefühl im Bauch, alles zu schön, um wahr zu sein. »Ich denk drüber nach. Versprochen.«

Er legte seine Hand auf ihre. Sie machte eine Faust, sie passte wie dafür gemacht in seine Handfläche.

Er sagte: »Und wenn uns etwas zustößt?«

»Was denn zum Beispiel?«

»Keine Ahnung. Was, wenn es so wäre?«

Ihr Gesicht wieder über ihm. Der stille Raum nun noch stiller und die Berührung ihres Haars. Sie sagte: »Uns stößt nichts zu.«

Regen auf dem Dach des Motels. Er saß auf der Bettkante, den Kopf in den Händen, und versuchte, sich zu konzentrieren. Weißes Rauschen flutete langsam seine Gedanken. Er überlegte, ob er noch mal die Nummer in New York wählen sollte. Er tat es nicht, aber es reichte, um die Schleife der Erinnerungen wieder in Gang zu setzen.

Uns stößt nichts zu.

Immer wieder kam er auf diesen Satz zurück. Er legte sich wieder hin, die Hände vor den Augen, als könnte er so auch sämtliche anderen Sinne blockieren.

Weit weg von zu Hause und mit den Gedanken bei einer Frau, die er nie wiedersehen würde. Er fühlte sich ziemlich allein. So hatte er sich sein Leben nicht vorgestellt.

Nächster Morgen, grauer Himmel, kein Regen. Er saß in dem Silverado-Pick-up, auf dessen Ladefläche er seine Baustellenausrüstung verstaut hatte. Nahm die I-25 nach Süden, fuhr in der Nähe des Zentrums auf die Comanche Road ab, dann nach Osten in ein Gewerbegebiet. Eine Sinnestäuschung ließ die Straße direkt in einem flachen Gebäude am Fuße der Berge enden. Auf der Anhöhe erkannte er die tatsächliche Beschaffenheit der Landschaft: Ein Wohngebiet reihte sich über mehrere Meilen

Flachland ans nächste. Je weiter er nach Osten vordrang, desto weniger Wohlstand. Heruntergekommene Häuser an ungeteer-ten Straßenabschnitten, baufällig und leer stehend. Rostige Autos in Einfahrten. Er fuhr langsam, musterte die Fassaden.

Es dauerte vierzig Minuten, bis er das Haus fand, er erkannte es aus den Fernsehbildern. Senffarbene Dachschindeln, links eine Garage mit einem alten weinroten Impala. Ein gelber Knoten an einem der Pfeiler, die Reste eines Absperrbands. Ein weiterer an einem Ast am anderen Ende des Vorgartens. Heruntergelassene Jalousien. Er parkte etwa hundert Meter weiter auf der gegenüberliegenden Seite und lief quer über die Straße zurück. Hinter einem Fliegengitter stand die Vordertür offen, dahinter führte ein kurzer Korridor ins Haus. Es roch nach Zigaretten. Er betätigte die Klingel, aber sie gab keinen Ton von sich. Er klopfte an die Verkleidung neben dem Türrahmen.

Es dauerte einen Augenblick, aber dann tauchte eine kleine dicke Frau am Ende des Flurs auf. Durch das Fliegengitter konnte er keine Details erkennen, aber er bemerkte, wie sie im Näherkommen hinkte, als könnte sie ihre Knie nicht richtig bewegen.

»Maureen ist nicht da.«

»Okay.«

»Wer sind Sie?«

Marshall sagte: »Ich suche nach Alyce.«

Selbst für ihn klang das naiv und ungläubwürdig.

Zwei Meter vor der Tür blieb sie stehen. Ihre Gestalt blockierte das Licht hinter ihr größtenteils, sodass sie als ein schwarzer Umriss erschien, wie eine Holzkohlezeichnung auf dem Fliegengitter. »Sind Sie von der Presse oder der Polizei?«

»Ich war mal bei der Polizei. Ich hab sie im Fernsehen gesehen.«

»Nett von Ihnen, dass Sie vorbeikommen, aber ein ehemaliger nützt uns nicht viel. Ein paar echte sind auf dem Weg hierher, also hauen Sie lieber ab. Man hat uns vor Wichtigtuern gewarnt.«

»Tut mir leid, dass sie vermisst wird.«

»Sie gehen jetzt lieber.«

Er begriff, dass sie nicht nachgeben würde. Was hatte er auch erwartet? Dass man ihn in die Wohnung ließ und artig alle Fragen beantwortete? Er drehte sich um und lief durch den Vorgarten. Als er die Straße erreicht hatte, blickte er zurück, konnte aber nicht sagen, ob sie noch an der Tür stand. Er querte die Fahrbahn, stieg ins Auto und wartete.

Dreißig Minuten später hielt ein Streifenwagen des Albuquerque Police Departements vor dem Haus. Zwei Beamte stiegen aus und gingen zur Tür. Er nahm an, dass sie schon einmal hier gewesen waren, denn sie probierten erst gar nicht die Klingel, sondern klopfen gleich an der Verkleidung. Einen Moment später öffnete sich die Tür, und sie traten mir ernststen Mienen ein, die Hüte auf Höhe der Taille, die Köpfe leicht gebeugt.

Marshall saß da, beobachtete und ging seine Möglichkeiten durch.

Nach weiteren zehn Minuten fuhr ein Zivilwagen, ein hellbrauner Crown Vic, vorbei, wurde langsamer, wendete und parkte hinter dem Polizeiauto. Ein Zivilbulle stieg aus und lief durch den Vorgarten. Seine Hose hing tief unter einem massiven Wanst, er ging breitbeinig, damit sie nicht rutschte. Die schwere Waffe und das zusätzliche Magazin machten die Sache nicht leichter.

Kaum Verkehr, keine Fußgänger. Nur die zwei parkenden Fahrzeuge. Marshall wartete, bis der Cop eingelassen wurde, dann stieg er aus dem Silverado und holte sein Werkzeug aus

dem Kofferraum: eine schmale, etwa sechzig Zentimeter lange flache Eisenstange mit einem Haken am Ende. Er entfernte sie aus der Plastikhülle und versteckte sie in seinem Ärmel. Er ließ den Arm hängen, sodass die Stange auf seiner halb geschlossenen Hand ruhte.

Dann zurück über die Straße, ganz langsam, sein Puls wollte es jetzt wissen.

Den Streifenwagen ließ er links liegen. Er glänzte noch neu, die Lackierung war frisch und die Farben grell, so wie vermutlich auch die Alarmanlage. Er ging zu dem Crown Vic. Zehn bis fünfzehn Jahre alt, schick, aber nicht mehr ganz auf dem neuesten Stand. Er machte eine hohle Hand, beugte sich herunter, wagte erst einen Blick durch die Rück-, dann durch die Frontscheibe. Hinten war nichts. Doch im Fußraum des Beifahrersitzes lag eine schwarze Ledertasche, der Reißverschluss stand offen. Darin lag eine Akte, ein dicker Fächer aus Unterlagen, und stachelte ihn an. Daneben ein Softdrink im Becherhalter und eine zusammengeknüllte Verpackung auf dem Sitz.

Er ging zur Beifahrerseite. Stand jetzt mit dem Rücken zum Haus. Er würde nicht lang brauchen. Ein Auto fuhr in östlicher Richtung an ihm vorbei, dann eins in westlicher. Sie wurden nicht langsamer. Er war nur ein Mann, der bei einem Auto stand.

Sein Kopf dröhnte, ihm lief ein Schauer über den Rücken, seine Nackenhaare hatten sich aufgerichtet.

Er ließ die Eisenstange aus dem Ärmel rutschen und fing sie in der Mitte auf. Dann schob er den Haken durch das Fenster nach unten in den Türgriff. Zehn Sekunden später hatte er das Schloss geknackt. Tür offen, Stange wieder im Ärmel. Weitere zehn Sekunden später stand er schon wieder auf der anderen Straßenseite, die Akte in der Hand.

Er fuhr zwei Blocks weiter, parkte und las.

Sein Puls normalisierte sich, sein Atem ging wieder gleichmäßig.

Man konnte davon abhängig werden.

Er hatte angenommen, dass der Crown Vic der Polizei von Albuquerque gehörte, aber die Akte stammte von der DEA. Er hatte gerade einen Bundesagenten bestohlen.

Zunächst waren da Notizen von der Polizei von Albuquerque, laut Datum erst wenige Tage alt. Er wusste, dass man einen Bericht erst zweiundsiebzig Stunden nach der Vermisstenanzeige verfassen durfte. Heute war Freitag. Alyce wurde seit letzten Samstag vermisst, in dem Bericht war die Rede von einer Anzeige am Dienstag. Sechs Tage vergangen, doch die Suche lief erst seit drei.

Da stand die Aussage einer Maureen Ray. Sie behauptete, dass ihre Tochter am Freitagabend vor ihrem Verschwinden Freunde besucht habe. Maureen Ray war allein in ihrem Bett in der Comanche Road, als sie hörte, wie ihre Tochter gegen zwei Uhr nachts das Haus betrat. Sie nahm an, sie sei zu Bett gegangen. Am nächsten Morgen war das Zimmer des Mädchens leer. Portemonnaie und Schlüssel lagen noch im Zimmer. Das Auto parkte vor dem Haus. Auch sonst fehlte nichts. Nur das Mädchen selbst.

Bilder von ihrem Zimmer. Ein Bett, die Bettdecke zurückgeschlagen, die Kissen zerbeult. Außenaufnahmen von Haus und Eingang, wo er eben noch selbst gestanden hatte. Kein Blut, keine Anzeichen eines Einbruchs. Maureen Ray sprach von einer Entführung, aber das APD war alles andere als überzeugt. Das Deckblatt war nur flüchtig erstellt worden.

Er blätterte durch die übrigen Seiten. Stapelweise Farbfotos, der Zeitstempel wies die Nacht vom letzten Freitag aus.

Nummer 2302. Eine unscharfe Nahaufnahme von Alyce Ray. Sie hatte den Kopf zur Seite gedreht und unterhielt sich mit jemandem außerhalb des Bildes. Der Kontext ergab sich aus dem nachfolgenden: Ray mit drei anderen Frauen ähnlichen Alters, jeweils zu zweit nebeneinander auf einem Gehweg. Im Hintergrund brüchiger rosa Putz, vorn die vier Mädchen unter einem schmalen Lichtkegel, der Rest der Welt unscharf.

2303. Die vier Mädchen, offensichtlich vor dem Eingang zu einem Club. CALOR stand in roter Schrift auf dem pinkfarbenen Putz über dem Türrahmen. Da war ein Türsteher, der Ausweise kontrollierte, eine Sequenz aus vier Fotos, jedes Mädchen einzeln. Der Türsteher allein am Eingang, wie er auf die Straße schaute, und Alyce Ray, wie sie in der Dunkelheit hinter ihm entschwand.

Noch mehr Bilder von eintreffenden Gästen. Einzelpersonen, Pärchen, Dreiergruppen. Der Einlass auf dem Gehweg mit dem pinkfarbenen Putz dahinter. Da war ein Latino um die vierzig, das dunkle Haar mit Gel zurückgekämmt, grauer Anzug, dessen Bügelfalten das Licht reflektierten. Auf der nächsten Seite folgte ein Computerausdruck. Der graue Anzug war ein gewisser Troy Rojas, stolzer Absolvent des MCI-Walpole, des Staatsgefängnisses von Massachusetts. Hatte 1992 auf einen Bundespolizisten geschossen und ihn querschnittsgelähmt.

Marshall blätterte weiter. Noch mehr Ausdrücke, interne DEA-Protokolle mit allen möglichen Verdächtigungen: Import, Herstellung, Lieferung. Keine entsprechenden Verhaftungen. Aktuelle Adresse unbekannt. Nächster Verwandter Troy Rojas jr. Da stand es: eine Adresse in Albuquerque zusammen mit einigen Zeugenaussagen. Junior besaß ähnliche Vorlieben wie der Senior, hatte aber bereits ein paar Verhaftungen angehäuft: zwei

unterschiedliche Fälle von strafbarem Besitz von Methamphetamin mit zwei Gefängnisaufenthalten von je neunzig Tagen. Ein Fall von versuchtem Handel, den man ihm nicht beweisen konnte.

Marshall blätterte weiter. 2347. Ein Foto von Rojas, wie er das Calor betrat. 2358. Ein Trio im Gänsemarsch. Eine vergrößerte Aufnahme des dritten Mannes, gefolgt von Aufzeichnungen des DEA. Cyrus Llewellyn Bolt, neununddreißig Jahre alt, die letzten zwölf davon im Staatsgefängnis von Beaumont wegen Heroinhandel. Erst vor fünf Monaten entlassen worden. Aktuelle Adresse unbekannt. Es gab eine Exfrau drüben in Lubbock, Texas. Die Datumsangaben von Heirat und Scheidung ließen vermuten, dass sie sich kennengelernt und getrennt hatten, während Bolt im Gefängnis gesessen hatte.

Marshall stöberte weiter. Eine Aufnahme bei Tageslicht fiel aus der Reihe: ein unscharfer Mann in einem schwarzen Cowboyhut. Jackie Oswald Grace, Inhaber des Calor, einundfünfzig Jahre alt. Drogenbesitz, zwanzig Jahre her, in jüngerer Vergangenheit Verdacht auf Drogenhandel. Offensichtlich ein Typ nach Cyrus' und Troys Geschmack.

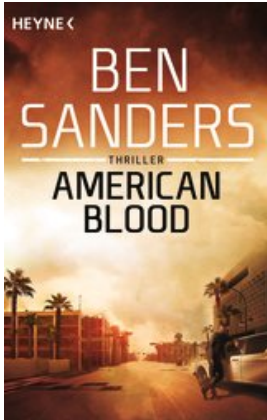
Zurück zu den Nachtaufnahmen.

0031. Alyce Ray und Freundinnen beim Verlassen des Clubs, auf demselben Weg, auf dem sie gekommen waren. Eins der Mädchen offenbar wacklig auf den Beinen, eine Freundin an jedem Arm. Alyce hinterher, über jeder Schulter eine Handtasche.

0032. Das Trio um Bolt auf dem Weg nach draußen, gleiche Richtung.

0034. Rojas und ein Mann um die dreißig hinterher.

Marshall klappte die Akte zu. Die Bilder waren alle ebenerdig aufgenommen, vermutlich die übliche DEA-Beschattung,



Ben Sanders

American Blood

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 432 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-41839-4

Heyne

Erscheinungstermin: September 2016

Marshall Grade hat zwei Leben. Früher war er undercover für das New York City Police Department im Einsatz. Nachdem er enttarnt wurde, hat das organisierte Verbrechen ein Kopfgeld auf ihn ausgesetzt. Jetzt sitzt er im Zeugenschutzprogramm in New Mexico fest und soll sich unauffällig verhalten. Doch dann verschwindet eine junge Frau, die jemandem aus seinem ersten Leben zum Verwechseln ähnlich sieht. Grade schlägt alle Warnungen in den Wind und begibt sich auf ihre Spuren. Wird es ihm diesmal gelingen, die Frau zu retten?

 [Der Titel im Katalog](#)